

# Hamburger Echo.

Donntag, den 24. Juli 1892.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.  
Der Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“) beträgt: durch die Post bezogen (Nr. des Postkatalogs 2761) ohne Beleggeld vierteljährlich M. 4.20; durch die Kaspertreue wöchentlich 36 Pf. bei in's Haus.  
Verantwortlicher Redakteur: Emil Fischer in Hamburg.

Anzeigen werden die fünfgepaltene Zeitschrift oder deren Raum mit 30 Pf. für den Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen mit 20 Pf. berechnet.  
Anzeigenannahme in der Expedition (bis 6 Uhr Abends), sowie in sämtlichen Annoncen-Bureaus  
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

## Sierzu zwei Beilagen und das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

### Wider die Malthusianer.

Die französische Bourgeoisie steht in der dritten Republik auf der Höhe ihrer Macht. Sie hat die Staatsgewalt an sich gerissen, nachdem ihr das Volk in den großen Kämpfen die Kastration aus dem Feuer geholt. Die ganze Staatsmaschine arbeitet nun im Interesse dieser Klasse, wie sie früher für den Feind und die Wohlthätigkeit mit dem Königthum an der Spitze gearbeitet hat.

Aber diese Bourgeoisie wird ihrer Ergründung nicht froh und sückt sich auf ihrem unsicheren Boden. Die selbstherrlichen Wankungen ihres kapitalistischen Systems machen sich schmerzhaft fühlbar und den „oberen Gehirnen“, die sich heute als die glücklichen Erben der Revolution von 1789 betrachten, wird unheimlich, wenn sie eines der tausend Symptome des großen Auflösungsprozesses erblicken, der auf den Höhen und in den Tiefen der bürgerlichen Gesellschaft mit der Unerschütterlichkeit eines vorherbestimmten Schicksals sich vollzieht.

Die Bevölkerungsbewegung in Frankreich beginnt die dort herrschenden Klassen zu erschauern. Man braucht in Frankreich keine Besorgnisse vor „Uebersättigung“ zu haben, wie sie bei uns in den Köpfen jantastischer Malthusianer spukt. Aber in Frankreich ist es erst zu nehmen, wenn von Abnahme der Bevölkerung die Rede ist. Zwar hatten sich im Jahre 1889 in Frankreich die Sterbefälle gegen das Vorjahr um etwa 50 000 vermehrt, aber auch die Geburten hatten um über 200 000 gegen das Vorjahr abgenommen. Die Eheschließungen wiesen 1889 die niedrige Ziffer bei 1870 auf. In den Jahren seit 1889 haben sich diese Dinge eher verschärft als gemildert. Die Eheschließungen verringern sich fortwährend, ebenso die Geburten und in jüngster Zeit haben sogar mehrfach die Todesfälle sich zahlreicher eingestellt, als die Geburten.

Wenn auch die Ziffern für und her schwanken, so ist doch klar, daß die Bevölkerungsbewegung in Frankreich sich einer absteigenden Tendenz nähert, soweit sie nicht schon von einer solchen ergriffen ist. Die nationale, deutsche Jugendbolde bemühen die Verminderung der Ehen in Frankreich, um zu behaupten, daß in Frankreich die bürgerliche „Moral“ auf niedrigerer Stufe stehen als in Deutschland. Wenn man indessen die Zahlen der mehrfachen Geburten vergleicht, so werden dabei die Verhältnisse der bürgerlichen „Moral“ in Deutschland kein Vergleichen haben. In Wahrheit liegt die Sache so, daß bei den herrschenden Klassen meistens und jenseits des Rheins die Ehe in gleicher Weise in Verfall gerathen ist; sie ist zum großen Theil zu einem Mittel geworden, Kapitalisten zu vereinigen. Die Wirkungen eines solchen Verhältnisses brauchen wir nicht erst zu schildern; die vor den Gerichten sich massenweise abspielenden Prozesse zwischen Personen aus „höheren“ Ständen beweisen genug.

schien darum vor den Lasten einer Familie mehr zurück. In der That beruht in Deutschland das Weiberelend zu einem guten Theil auf der übermäßig starken Nachkommenschaft; es kann bei einem so starken Angebot von Händen der Arbeitslohn auf ein Minimum sinken, geschraubt werden, wie es ja thatsächlich der Fall ist.

Die physiologischen Fragen, die bezüglich der Abnahme der Geburten in Frankreich in Betracht kommen, können wir hier nicht untersuchen.

Wir haben aber die interessante Thatsache herausgefunden, daß man in Deutschland sich vor der Uebersättigung fürchtet, erstickt man in Frankreich vor der Abnahme der Bevölkerung oder vor der zu geringen Zunahme. Während man bei uns einen Nachtheil in den zu frühen und zu häufigen Geburten sieht, sehen die Franzosen ein nationales Unglück in der sinkenden Zahl der Heirathen. Ein Abgeordneter will in Frankreich sogar Prämien auf das Heirathen setzen und andere Mittel „zur Förderung der Heirathen“ anwenden.

Es soll uns nur wundern, wenn die französische Bourgeoisie nicht auf die Mittel verfaßt, welche die alten Ägypter und Babylonier zur Vermehrung der Bevölkerung angewendet haben und die heute noch bei den Negern üblich sind. Da muß die Sozialdemokratie kommen und durch Weiberbefreiung einer wirklichen und reinen Ehe und Familie die Gesellschaft vor solcher Barbarei und Versumpfung bewahren.

Aber bei allen diesen Dingen ist die Ausbeutung der Arbeitskraft in Deutschland wie in Frankreich die gleiche. Die wachsende oder sinkende oder stehende Bevölkerungsziffer hat darauf gar keinen Einfluß. Die Köpfe der französischen Arbeiter sind im Sinken begriffen, genau so wie es mit den Köpfen der deutschen Arbeiter der Fall ist.

Der Grund des Uebels liegt in der kapitalistischen Produktion und nicht in der Bevölkerungszahl.

### Utopien über die Arbeiterfrage.

Ein quersüßiger Franzose hatte sich in den Kopf gesetzt, sich auf dem Grund von Genußgenuß ein Haus von unten bis oben mit eigenen Händen zu erbauen, kein Handwerkermann durfte helfen, er selbst wollte Alles von A bis Z leisten, obgleich er in keinem der einschlägigen Gewerbe eine Ausbildung genossen hatte. Er brachte denn auch eine gute Menge von Jahren, um es fertig zu bringen, und als es vollendet war, sah man den Ding an und innen, hinten und vorn und überall an, daß es von einem Nichterben erbaut war, es war eine Unschicklichkeit. — In diesen schiefgewinkelten Sonderling erweilte einzelne Viebercme unter den bürgerlichen Gelehrten, die über die soziale Frage schreiben. Statt daß sie bei der Sozialdemokratie in die Schule gehen, die sozialökonomischen und sozialhistorischen Theorien eines Marx und Engels studiren und auf diese grandiosen Fundamente ihre Ansichten und Vorschläge aufbauen, lassen sie, in den stöckigen Vorkursen belagert, unter Axt und Beil liegen und zimmern sich auf eigene Faust ein sozialreformistisches System oder Systemchen zurecht, bei demselben man sich eines Nützlichens nicht erweihen kann.

Ein solcher sozialreformistischer Kopf schenkt G. Pfiffer zu sein, der in der Zeitschrift „Die Zukunft“ seine Ansichten über „Soziales Recht: Arbeitsvertrag und Arbeitsvertrag“ entwickelt. In dieser Abhandlung ist besonders ein Punkt interessant, welcher zeigt, daß der gesunde Menschenverstand eines ehrlichen und seiner Ausbeuterpartei nicht vorzuziehenden Gelehrten zu der gleichen Ansicht über die vielgepriesene und von Kapital und Bürokratie mit so rührender Sorgfalt behütete „Freiheit“ des Arbeiters gelangt, wie wir Sozialdemokraten.

Anschließend von dem Satze, daß jeder Arbeiter ein Recht auf den vollen Ertrag seiner Arbeit haben soll, wirt er die Frage auf: „Was ist die gerechte Verteilung des durch die Maschinen und die geistige Thätigkeit der Fabrikanten und durch die körperliche Thätigkeit der Arbeiter geschaffenen Ueberschusses?“ — Darauf antwortet die Sozialdemokratie: „Daher entscheidende der Arbeitsvertrag, und mit der Schlichtungsmittel ist ein Vertrag, der die Interessen beider Theile in sich vereinigt.“ — Die Forderung der gerechten Verteilung des Ueberschusses zwischen den selbstthätigen Gewerbetreibenden und den gewerkschaftlichen Arbeitern ist, vorbehaltlich der durch Rechtsgesetz begründeten Beschränkungen, Gegenstand freier Uebereinkunft.“

Das findet in erster Linie Anwendung auf den Arbeitslohn, wo eine reichsgerichtliche Beschränkung nur eintritt durch das Truderverbot. — „Fischer“, fragt Pfiffer, „die Antwort der Sozialdemokratie auf die Frage nach dem Ueberschuss?“ — „Fischer“ antwortet: „Der Ueberschuss ist das, was der Arbeiter nach Abzug der Kosten des Lebens und der Erhaltung der Familie übrig hat.“ — „Fischer“ fragt: „Ist es nicht bloß das, was der Arbeiter nach Abzug der Kosten des Lebens und der Erhaltung der Familie übrig hat?“ — „Fischer“ antwortet: „Nein, es ist das, was der Arbeiter nach Abzug der Kosten des Lebens und der Erhaltung der Familie übrig hat.“ — „Fischer“ fragt: „Ist es nicht bloß das, was der Arbeiter nach Abzug der Kosten des Lebens und der Erhaltung der Familie übrig hat?“ — „Fischer“ antwortet: „Nein, es ist das, was der Arbeiter nach Abzug der Kosten des Lebens und der Erhaltung der Familie übrig hat.“

Soziale Utopien bürgerlicher Gelehrten sind für unsere Bewegung gewiß nicht ohne Werth, namentlich sofern sie denjenigen Arbeitern, die sich von den sozialökonomischen und sozialhistorischen Theorien der Sozialdemokratie ablenken lassen und der sozialdemokratischen Bewegung fernbleiben, einen Anhaltspunkt bieten, um die Augen freizumachen, beweisen, daß bürgerliche Gelehrte von oben, unbeeinträchtigt von unseren Theorien, mit uns übereinstimmen.

Nach noch in anderen Punkten nähert sich Pfiffer sozialdemokratischen Anschauungen. So wenn er schreibt: „Wenn wir hören, daß in manchen von einer Arbeitergesellschaft betriebenen Fabrik oder anderen gewerblichen Unternehmen jahraus jahrein 10, 15, 20 oder mehr Prozent Ueberschuss erzielt werden, dürfen wir uns da wundern, daß den in solchen Betrieben beschäftigten Arbeitern Zweifel aufsteigen, ob sie in ihrem Lohn den vollen Ertrag ihrer Arbeit erhalten? Wir wollen annehmen, daß in so gewerblichen Betrieben keine Hungerlöhne bezahlt werden, daß die Arbeiter ein zur Lebensbedürfnisse reichlich genügendes Einkommen haben (11111); wenn sie unter diesen Umständen eine Erhöhung ihres Lohnes zu erwirken, um ihren Lebensstandard zu erhöhen, so wird man ein solches Vorhaben, das gewöhnlich beide Theile schädigt, für nicht billig zu erklären geneigt sein, aber die Berechtigung dieses Vorwurfs scheint uns doch ziemlich zweifelhaft; denn daß die Arbeiter, wenn die Aktionäre 20 p. Dividende erhalten, nicht den vollen Ertrag ihrer Arbeit bekommen, das ist schwerlich zu bezweifeln, und ein anderes Mittel als den Ueberschuss haben die Arbeiter nicht, um ihr Recht auf den vollen Arbeitsertrag durchzusetzen.“

Nicht ganz unrichtig ist auch das Urtheil Pfiffers über die offizielle Sozialreform und die Auffassung, die sie bei den Arbeitern gefunden hat. Er sagt: „Was von Reichthümern für die Arbeiter geschieht, das ist lange je mehr wünschenswert. Aber Dank und Anerkennung haben alle diese Maßnahmen bei den Arbeitern nicht zu sehr geringen Maße gefunden. Diefen wir sie darum ohne Weiteres unbrauchbar schelten? Wir glauben das kaum. Der Grund des unbilligen Unwillens ist nicht die Wohlthaten, die die Arbeiter nicht erhalten haben und deren Kosten sie zu einem nicht unbeträchtlichen Theil selbst aufbringen müssen. Für aufgeborene Wohlthaten aber kann der Wohlthäter seinen Dank verlangen; beneficencia non obrudantur (Wohlthaten werden nicht aufgedrängt), sagt das Sprichwort. Was die Arbeiter, die in ihrer großen Mehrzahl keine Anarchisten und Revolutionäre sind, von Reich begreifen, das sind nicht Wohlthaten, sondern das ist Gerechtigkeit, daß sie die ihnen zukommende Stellung im bürgerlichen Leben, und damit ihnen die zu Theil werde, muß das bürgerliche Recht im Sinne eines sozialen Rechts reformirt werden.“

ordentliche bürgerliche Gericht nach freiem, billigem Ermessen.“

Dies soll von Privatbetrieben so gut wie von Arbeitergesellschaften gelten, denn:

Die rechtliche Stellung der Arbeiter ist hier und dort dieselbe, der freie Vertrag zwischen Fabrikanten und Arbeiter ist hier wie dort nicht viel mehr als eine Fiktion; auf die Verschicktheit der thatsächlichen Stellung möchten wir nicht viel Gewicht legen; zwischen dem einzelnen Arbeiter und der Arbeitergesellschaft ist eine persönliche Beziehung unmöglich, zwischen dem Arbeiter und dem Fabrikanten ist es möglich, aber bei der Möglichkeit hat es in vielen, vielleicht den meisten Fällen sein Verweiden.“

Wir entfallen uns jeder Kritik dieser Utopie, die, auch wenn sie ausführbar wäre, von minimalen Effekten für die Hebung der Klagen der Arbeiter sein würde und vorzüglich mit dem sozialökonomischen Gesellschaftsideal ebenfalls an den vorerwähnten Forderungen und sein selbstgebotenes Haus errichtet.

Der herrschende Sir Philipp Sidney machte einem Soldaten, der ihm Wasser brachte, den Vorwurf, so viel Wasser verschwendet man nicht an einen herrschenden Menschen. Von Wohlthaten wie der Fische für den Mann ebenfalls folgen: Schade, so viel Wasser für den herrschenden Kapitalismus zu verschleudern.

Ministerielle Ausführungsbestimmungen, betreffend die Verlängerung der Arbeitszeit von Arbeitern. In der durch das Gesetz vom 1. Juni 1891 abgeordneten Gewerbeordnung handelt es sich um die Verlängerung der Arbeitszeit von Arbeitern über 16 Jahre wegen außergewöhnlicher Händlung der Arbeit. Der preussische Handelsminister hat in der zu dem Gesetze erlassenen Ausführungsbestimmungen dem § 138 eine eingehende Behandlung gewidmet. Es wird darin zunächst festgestellt, daß die Voraussetzungen für die Genehmigung der Ueberarbeit so wohl durch die untere wie durch die höhere Verwaltungsbehörde eine außergewöhnliche Händlung der Arbeit ist. Diese tritt regelmäßig ein bei den sogenannten Saisonindustrien, d. h. solchen, die zwar während des ganzen Jahres betrieben werden, aber zu regelmäßig wiederkehrenden Zeiten im Jahre einen verstärkten Betrieb haben. Zu ihnen gehören zunächst vorzugsweise die Winter- oder Sommerindustrie, die in der Regel besondere Verstärkung der Produktion, die sogenannten Saisonindustrien, deren Betrieb auf bestimmte Jahreszeiten beschränkt ist und während des übrigen Jahres ruht, wie die Rübenzucker- und andere Zuckerfabriken. Hier kann außergewöhnliche Arbeitsanhäufung zu unregelmäßig wiederkehrenden Zeiten des Jahres oder in nicht vorherzusehenden Fällen vorkommen. Für alle diese Betriebe kann die Ueberarbeit nur gestattet werden, wenn die außergewöhnliche Arbeitsanhäufung nicht vorherzusehen war und durch wichtige wirtschaftliche Gründe gerechtfertigt wird. Als solche Gründe sind insbesondere hervorzuheben die Gefahr eines Verwerbens oder einer Verschlechterung der Stoffe bei Frucht- und Fleischschonung, Starkerleiden und Vermerken u. s. w., die Mithilfe auf die Transportzugehörigkeiten (z. B. wenn wegen plötzlich eintretenden Frostes ein frühzeitiger Schluß der Schiffsahrt in Aussicht liegt), die Mithilfe auf öffentliche Interessen (z. B. bei großen Lieferungen für die Militärverwaltung), die Unmöglichkeit der Zusammenhaltung der Betriebsmittel wegen nicht vorherzusehender Hindernisse. Dagegen ist die Ueberarbeit nur zu gestatten, wenn die Arbeitsverhältnisse innerhalb der vereinbarten Arbeitsverträge nicht vom Fabrikbesitzer vorherzusehen war, nicht als Grund zur Genehmigung von Ueberarbeit anzusehen. Ueberhaupt ist die Genehmigung der Ueberarbeit nur durch die Zustimmung der Arbeiter herbeizuführen und durch ausgeführte Bestimmungen verankert zu sein, und wenn nur die eigenen Interessen des Fabrikbesitzers, nicht auch öffentliche oder andere erhebliche Privatinteressen in Frage kommen.

Militaria. In den „Mainzer Nachrichten“ stand vor einigen Tagen eine Notiz, daß bei der Verabfolgung der Landwehrleute bei einer Kompagnie die Soldaten es unterlassen hätten, das übliche Hoch auf ihren Hauptmann auszubringen. In der vorerwähnten Nummer des genannten Blattes befindet sich nun die Einwendung eines Landwehmannes, in welcher die Gründe angeführt werden, warum das fragliche „Hoch“ auf den Hauptmann unterlassen worden sei. Der Landwehmann schreibt: „Der betreffende Hauptmann hat sich durch seine wenig menschliche Behandlungswiese der zum größten Theile verheirateten Leute recht mißlieblich gemacht. Einige Beispiele mögen Ihnen dies veranschaulichen. Am Tage des Eintritts zu den Übungen (Mittwoch, den 6. Juli, Morgens 7 Uhr) trat um 3 Uhr die erste Kompagnie ein. Es wurde hierbei ein Ulas des Hauptmannes verlesen, daß das Verlassen der Kasernen bei Strafe verboten und es Niemand gestattet sei, außerhalb zu essen. Bei den übrigen Kompagnien war dies nicht der Fall! Dabei war aber in der Kasernen an diesem Tage nicht genügend Essen für die Mannschaften vorhanden. Drei gelangte erst am zweiten Tage Mittagessen zur Verteilung, ebenso wurde die Wohnung nicht rechtzeitig ausbezogen. Handlanger wurden gleichfalls erst am zweiten Tage ausgegeben, so daß sich die Leute mit dem Feinden abfinden mußten. Dadurch, daß Niemand ausbezogen wurde, wußten die Frauen nicht, wo ihre Männer geblieben und in welche Kasernen sie gekommen. Ein Landwehmann, dessen Kind schwer krank darnieder lag, durfte nicht einmal nach diesem Hause gehen. Schimpfworte wie „Kasern“, „Mittel“ etc. waren an der Tagesordnung und noch die schärfsten. Ein sibirischer Lehrer, der schon längere Zeit lebend, hatte sich krank gemeldet und war auch vom Arzte krank geschrieben worden. Unter Schimpfworten bedeutete ihm der Herr Hauptmann, daß sei keine Krankheit, er müsse trotzdem mitarbeiten. Der Lehrer, dem Jedermann den krankhaften Zustand ansah, führte auf dem Marße zusammen, wurde dann in die Kasernen gebracht und demanft krank befunden, daß seine Entlassung aus dem Militärverhältnis erfolgte etc. etc. Begreifen Sie nun, Herr Redakteur, warum die Landwehleute dieser Kompagnie den betreffenden Hauptmann, trotz des Vergehens der Trennung, beim Abschiede kein Hoch ausbrachten?“

Der deutsche Kaiser soll, wie aus Berlin mitgeteilt wird, beabsichtigen, die Chicagoer Weltausstellung zu besuchen.

Ueberflüssige Mühle haben sich etliche Bergleute gemacht, die an den preussischen Minister für Handel und Gewerbe eine Denkschrift gelangen ließen, in welcher ansehnlichergefordert wird, daß die Höhe der Vergütung bedeutend gemindert wird, 8000 Vergütung seien schon von der Vergütung entfernt worden, weitere Entlassungen würden bevor; wie vor dem Streik im Mai 1889 wurde das Strohen und Kohlenmühlen wieder gehandhabt. Der Schluß dieser Denkschrift lautet: „Wir hegen die bestimmte Erwartung, daß die Regierung nicht zögern wird, durch die kapitalistischen Maßnahmen ein großer Theil der Arbeiterkraft in Roth und Elend zu versetzen, sondern zeitig geeignete Vorendung zum Besten schaffen. ... Ein ruhiges Zusehen würde den Verdacht zeitigen, daß die Regierung der Arbeiterfrage nicht eben geneigt sei. Die Folgen eines solchen Verhaltens verantwortet dann die Arbeiterklasse nicht.“

Der Urheber der Denkschrift soll sich jedenfalls nicht klar darüber sein, daß die Regierung diesen Zuständen gegenüber vollauf thätig und nützlich ist, selbst wenn sie geneigt wäre, zu Gunsten der Arbeiter einzugehen.

## Aeneinander gekettet.

Amerikanischer Kriminalroman von Otto von Glendorf. (Nachdruck verboten.) (28. Fortsetzung.)

„Das hältst Du an jenem Tage sagen sollen“, erwiderte sie mit einem Blick voll Verachtung, „als Du mich Deinem Freunde stößt, der Dein Leben rettete! Ganz Du mich verdrängen ist mir lieber groß wie das meine? Du wüßtest so gut wie ich, wie so sehr Jefferson mich geliebt, und daß er lieber gestorben, als daß er mich verlor.“

„Aber, was kann er wissen, was bemerkt haben?“ Er antwortete nicht.

„Du irrst Dich; Jefferson weiß Alles!“

„Das ist unmöglich!“

„Alles — ich sage es Dir, er hat es gewußt seit dem Tage, als er von der Jagd kam. Erinnerst Du Dich nicht, daß mir sein eigenhändlicher Brief aufgefunden und ich Dir sagte, mein Gatte hegt Verdacht? Du zucktest die Achseln. Daß Du die Spuren auf dem Fährweg verfolgst, die Du bemerkst, als ich Deinen Zimmer verlassen in jener Nacht? Er hat mich betraut; und wenn Du noch einen flüchtigen Beweis haben willst, so sieh hier diesen Brief, den ich in einer meiner Kleidertaschen fand, geräucherter und beschriftet.“

Arthur erkannte den Brief sofort. „O, welcher ein Unglück!“ rief er übermäßig. „Aber wir können uns trennen, Annie, ich kann die Wille verlassen.“

„Es ist zu spät. Glaube, Arthur, wir kämpfen nun unser Leben, unsere Existenz, denn er ist nicht der Mann, sich nicht einem angethanen Unrecht unbestraft zu lassen. Wenn er nichts zu uns gesagt hat, wenn er keine Nachgedanken in sich verschließt, so geschieht es nur deshalb, um uns desto schredlicher zu treffen.“

„Das war nur zu gewiß, wie Arthur nun auch überzeugt war. „Was sollen wir thun?“ fragte er wie niedergedrückt.

„Ermittelte, ob er eine Aenderung in seinem Testament gemacht hat.“

„Aber wie?“

„Ich kann es Dir noch nicht sagen. Ich wollte Deinen Rath hören und finde Dich lieber wie ein Weib. Laß mich denn allein handeln und unterwirf mich nicht.“

zum Wenigsten soll er uns nicht ruinieren. Ich werde sehen — und überlegen, was zu thun ist.“

In diesem Augenblick pochte jemand an der Thür. Annie wurde abgerufen und Arthur blieb mit seiner Verzweiflung allein.

Am Abend, während Annie scheinbar die Glückseligkeit selbst zu sein schien und die süßesten Trübsal im Antlitz zeigte, blies Arthur in sich gelehrt und schweigend, daß Jefferson ihm etwas Wichtiges mitgeteilt hatte, ob er nicht sei die Schuld daran; darüber entscheidende der Arbeitsvertrag, und mit der Schlichtungsmittel ist ein Vertrag, der die Interessen beider Theile in sich vereinigt.“ — Die Forderung der gerechten Verteilung des Ueberschusses zwischen den selbstthätigen Gewerbetreibenden und den gewerkschaftlichen Arbeitern ist, vorbehaltlich der durch Rechtsgesetz begründeten Beschränkungen, Gegenstand freier Uebereinkunft.“

„Und das ist der Mann, der Mann der Alles weiß?“ dachte er. „Welche eine Bestrafung? Was für ein Verhängnis hat er uns beschieden?“

Man sollte glauben, daß Arthur Angesichts der Verhältnisse das Projekt mit Marion fallen ließ, jedoch war das durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil klammerte er sich mit noch größerer Zähigkeit an das selbe, denn Annes Verdörungen, das Verbrechen, das nun doch geschehen, und die Folgen, die es einschloß, dienten nur dazu, seine Liebe zu der Tochter des Mayors zu kräftigen. Trotz seiner gefährlichen Situation glaubte er einen Stroh der Hoffnung laudeten zu sehen, denn er sagte sich, daß Annie ihn nicht schon einen Tag nach dem Tode Jeffersons betrauen könnte, ein Satz wisse vergebens, und er würde bald wieder Zeit gewinnen. Zur rechten Zeit wollte er dann seine Wille erklären. Wäre sie ihn hindern — ihn dann noch als Mithilfe seines Verbrechens zu brandmarken wagen? Wenn sie es that — wer würde ihr glauben? Die konnte sie beweisen, daß er irgend welches Interesse an Jeffersons Tode gehabt? War er nicht im Begriff, eine Andere zu heirathen? Man tödtet seine Freunde nicht ohne Grund. Würde sie die Behörden veranlassen, Jeffersons Leiche auszugraben? Sicher nicht! Ueberdies war er der Liebe Marions sicher und überzeugt, daß sie, wenn es nötig sein sollte, drei Jahre auf ihn warten würde, denn er hatte sie unaufrichtig an sich gefesselt. Gegen Annie empfand er einen Widerwillen wie gegen ein giftiges Reptil, und er schauderte zurück bei ihrer Verklärung. Am meisten setzte ihn ihre kalte Ruhe in Erstaunen; sie sprach in derselben liebevollen Weise, wie wenn nichts geschehen, zu Jefferson und nahm mit einer Harnidität die Gefährlichkeit aus der Hand, um sie in die Begleiter ihres Gatten zu mischen, während sie mit ihm hinter

dem Vorhang seines Krankentettes scherte und lagte. Arthur entdeckte nicht das leise Zucken in ihren Gesichtszügen, nicht das geringste Zittern ihrer Hände, und bemerkt ungeheuer ihm vor der Umkleidung.

„Gabe Vertrauen zu mir, Arthur“, sagte sie, wenn sie keine von Furcht erschütterten Lippen sah, „ich werde ein Ende machen und bin auf meiner Hut.“

„Wer Du künftige Bedacht erregen?“

„Bei dem Kerzen, den Denen.“

„Dazu ist kein Grund, aber — gefehlt, man schüßte Verdacht?“

„Man würde eine Untersuchung anstellen, Annie.“ Sie lächelte mit jener Ruhe, die nur die Sicherheit, das Selbstbewußtsein verleiht.

„Wären sie unzufrieden und experimentiren so viel als sie wollen“, sagte sie, „sie würden nichts finden, oder bist Du ein solcher Narr, zu glauben, daß ich Arsenit gebrauche? Mein Mitleid läßt keine Spuren zurück.“

„Um des Himmelswillen sei still.“

„Ich habe mir ein Gift verschafft, welches noch unbekannt ist und jeder Analyse spottet — ein Gift, von dem die Vergte — die gelehrtesten nicht ausgeflossen — die Symptome nicht kennen.“

„Aber von wem erzieltest Du dieses —?“ Er wagte das Wort Gift nicht auszusprechen.

„Das ist meine Sache, oder so viel kann ich Dir sagen, daß derjenige, von dem ich es erhalten, die Gefahr mit mir theilt und — das weißt Du. Daher ist von dieser Seite nichts zu fürchten, auch habe ich einen hohen Preis dafür bezahlt, daß ich dem Verbot folgen die Aene ebenfalls angeschaffen ist.“

Ein Widerstand trat auf Arthur's Lippen; er wollte sagen: „Es ist zu langsam“, aber er hatte den Muth nicht dazu. Annie las den Gedanken in seinen Augen.

„Es geht langsam, weil ich das für gut befände“, sagte sie. „Vor Allem muß ich wegen des Testaments im Klaren sein und ersehe nun, zu erfahren, ob er geändert hat.“

Sie beschloß sich fortwährend mit Gedanken wegen des letzten Willens Jeffersons und in den langen Stunden, während welcher sie an seinem Krankenbette wachte, gelang es ihr endlich, ihn zu Versperrungen über ihr Bestimmungsthema zu bringen.

„Ich begreife nicht“, sagte er, „warum nicht jeder Reiz mit seinen weltlichen Angelegenheiten in Ordnung ist und die letzten Wünsche dem Vopier übergeben, im Falle eines unvorhergesehenen Ereignisses? Welchen

Unterschied macht es denn da, ob Jemand krank oder gesund ist?“

Bei diesen Worten hundert Annie große Niedererschlagenheit und sagte, daß der Gegenstand zu schmerzhaft sei, um zwischen ihnen besprochen zu werden und verweigerte sogar jede Erklärung, die ihr Rathschlagen begehrt und sie, als dieselbe, die Wangen hinabrollten, schämte und unverschämter denn je erschienen ließen.

„Du müßtest keines Geschwätzes sagen, Jefferson“, glaubt Du denn, daß das Aufsteigen des Testaments meinen Tod beschleunigt? Doch Du weißt ja so gut wie ich, daß ich zwei Tage nach unserer Hochzeit Dir mein ganzes Vermögen vermachte habe! Und — warte mal — hast Du nicht eine Kopie des Testaments erhalten? Gehe doch und hole es.“

Sie wurde abwechselnd roth und blaß. Warum fragte er nach der Kopie des Testaments? Wollte er es zerreißten? Ein plötzlicher Gedanke kam ihr, der sie wieder ruhiger werden ließ. Jemand wird nicht öffentlich ein Testament vernichten, das vorher schon durch einen Rechtsbeistand geändert oder auf eine neue ausgefertigt worden kam, in welchem Falle die Kopie des ursprünglichen wertlos ist. Demnach ärgerte sie einen Augenblick und sagte: „Ich weiß nicht mehr, wo ich es habe, John.“

„Aber ich weiß, wo es ist, Annie, in der ersten Schublade links in Deinem Glaskästchen, doch, ich bitte Dich, hole es.“

Als sie sich entfernt hatte, sagte er zu Arthur: „Das arme Kind — arme, arme Annie! Wenn ich sterben sollte, würde sie mich nicht überleben!“

Arthur's Sinne wickelten, er konnte seine Gedanken nicht in Worte fassen, auch hätte er dazu den Muth nicht gehabt. „Was!“ dachte er, „Annie behauptet, der Mann wisse etwas? Nein, es ist nicht möglich!“

Als Annie mit der Kopie zurückkam, las Jefferson es laut vor und nicht bei jedem Satze, in dem von der Liebe zu seiner Frau die Rede war, in dem von Kopie, als Zeichen seines Einverständnisses.

„Nun geht mir Feder und Dinte“, sagte er, als er geendet. Annie warf ein, daß das Schreiben ihn zu sehr anstrengen möchte, er aber bestand auf seinem Wunsch. Arthur und Annie, die am Fußende des Bettes hinter dem Vorhang standen, warfen sich ängstliche Blicke zu. Was mochte er schreiben? Bei jedem Federstrich zitterten sie.

„Nimm das“, sagte er zu Arthur, als er geendet hatte, und lies laut, was ich dir vermachte habe.“

Arthur empfand große Genugthuung bei dem Gedanken, daß Annie reich sein würde, konnte er doch leichter einer Millionärin sich entziehen, wie einer armen Frau, weshalb er durch Jeffersons Handlungswiese sehr beruhigt wurde, und nur Annes Ausgeschlossenheit und Heterkeit waren ihm zuwider. Er nahm sich vor, ihr das Unschickliche und Unvorsichtige solchen Betragens im rechten Maße zu zeigen. Ihre Entgegung bestand darin, daß sie ihm ein Bild von der Unschicklichkeit entwarf, die ihrer warte, sobald Jefferson in seinem Grabe liege.

„Ich bitte Dich, unterlaß das!“ sagte er dann und sandte sie zum Aufgehen ihres Klammes zu veranlassen. „Du siehst nun ein, daß Du Dich geirrt und John Dich jetzt noch ebenso lieb, wie sonst.“

Annes Gesichtsausdruck veränderte sich plötzlich und ihr Augenblick verkehrte in den ersten Nachdenken.

„Was nun darüber Dein Wort mehr verlieren“, sagte sie raub. „Weshalb irrte ich mich, — vielleicht hegte er nur Zweifel und hofft mich wieder zu gewinnen durch Gilt.“

„Aber hebe.“

„Es nach dem Satz sah ob und wagte jedenfalls nicht, Arthur noch mehr zu erbittern.“

Am anderen Tage ging er, ohne ihr ein Wort zu sagen, nach Alexandria. Es war ihm unmöglich, dieses